

Vom Fliehen ...



Baldegger**Journal**

Beim Lesen kam mir spontan das Aufatmen der Mütter in den Sinn. Man stelle sich die Situation vor, dass die Kinder irgendwo klettern und du als Erwachsener siehst die Gefahren genau und vertraust einfach auf Gott und den Schutzengel. Du möchtest so gerne das Kind herunternehmen und es auf sicheren Boden stellen, du weisst aber, dass Kinder auch selber Erfahrungen machen und vieles selber erleben müssen, bis sie die Gefahren selber erkennen können. Und dann das Aufatmen, wenn die Kleinen wieder sicheren Boden unter den Füßen haben und freudestrahlend von den neu gewonnenen Erfahrungen erzählen. Dieses Aufatmen ist manchmal so laut, dass man ob sich selber erschrickt. Manchmal ist das Aufatmen aber sehr leise und doch aus tiefstem Herzen. Man will ja seine Besorgnis als Mutter nicht immer auf den Lippen tragen. Und noch heute halte ich manchmal die Luft an, wenn mir meine Mädchen vom Ausgang erzählen, von der Vespafahrt in der Nacht, vom Sport oder von der Arbeit. Nur heute darf ich meine Erleichterung nie mehr zeigen, da ich sonst als überängstlich und voll uncool gelte – und wer will das schon. *A.H.,B.*

Kürzlich durfte ich wieder das schön gestaltete BaldeggerJournal in Empfang nehmen. Die Aufforderung «zum Aufatmen» empfinde ich wie Balsam. Die sinnvolle Einleitung ist mir aus dem Herzen geschrieben. Es ist wohltuend zu wissen, dass Weihnachten naht, denn Gott ist die

Güte. Ich darf meine Sorgen in die Krippe legen. Je älter man wird, umso mehr braucht man die Unterstützung von oben. *B.M.,Z.*

«Vom Aufatmen» ist ein Journal, das man mehr als einmal zu Gemüte führt! Ich gratuliere zur Vielfalt in der Abwandlung des Themas mit aufmunterndem Inhalt. «Vom Aufatmen» macht Mut! *M.E.,S.*

Oft durfte ich sehr menschlich tief aufatmen, wenn ich zu einer Komplikation bei einer Patientin ins Spital gerufen wurde und am Krankenbett, im OPS oder bei der Narkose eine dieser grossartigen, absolut zuverlässigen Schwestern von Baldegg sah. Dann wusste ich die Patientin in besten und liebevollen Händen. *E.M.,W.*

Das BaldeggerJournal ist wieder mit zeitgemässen, wertvollen Artikeln ausgestattet. Ich lese sie immer mit Interesse. Auch das Programm der Klosterherberge bietet viel, leider kann ich mit meinen 88 Jahren nicht mehr verreisen. Allzu gerne wäre ich einmal in der Klosterherberge eingekehrt und ein paar Tage geblieben. Ich wünsche Ihnen für die Angebote viele Gäste. *M.H.,O.*

Wie immer habe ich das Journal so rasch wie möglich und mit Interesse gelesen. Mir imponiert immer wieder die Dichte der Information, der frische, hoffnungsvolle Ton, bei dem das Schwere nicht ausgeblendet wird. Auch interessiert mich

immer sehr, was sich in Baldegg so tut, in gewisser Weise ist das Institut ja dabei, «sich neu zu erfinden», wie man so sagt. Es ist spannend, ihm dabei wenigstens im Journal zuzusehen *B.D.,B.*

Das Wort «Aufatmen» wird sinnvoll von verschiedenen Gesichtspunkten her beleuchtet. Da ich beruflich viel mit dem Atmungsvorgang zu tun hatte, nahm mich das Wort in seinen Bann. Aufatmen geschieht an spannungsgelösten Orten und in hoffnungsvollen Momenten. *P.K.,I.B.*

Das BaldeggerJournal gehe ich immer wieder gerne durch, manchmal eher synoptisch, manchmal vertieft und nachdenklich wie etwa beim Beitrag von Sr. Anna Eschmann – sehr bedeutende, sehr gute Gedanken. *V.A.,B.*

Im Editorial zum BaldeggerJournal schreiben Sie es: wir können nicht warten bis die grossen Weltprobleme vom Tisch sind und sich im Nichts aufgelöst haben. Wir haben die Chance, täglich die uns persönlich gestellten Aufgaben zu meistern und aus diesem Tun Befriedigung und Glück zu schöpfen. Ihre Gemeinschaft setzt mit dem Engagement einen Kontrapunkt zu den uns geläufigen Lebensmodellen. Sie zeigt Alternativen und bringt zum Nachdenken. *P.H.,H.*

Danke

Wir bedanken uns herzlich bei allen Spenderinnen und Spendern. Falls Sie uns gerne eine Gabe zugunsten unserer Missionsaufgaben oder für die Unkosten unseres BaldeggerJournals zukommen lassen möchten, können Sie dies mit Einzahlungsschein auf die untenstehenden Kontos tun. Vielen Dank.

- Institut Baldegg, 6283 Baldegg; PC 60-984-8; Vermerk: BaldeggerJournal
- Kloster Baldegg, Missionssekretariat, 6283 Baldegg, Konto: 60-3524-3.

Impressum

BaldeggerJournal Nr. 18/2010, zweimal jährlich
 Herausgeberin Kloster Baldegg, CH-6283 Baldegg
 e-Mail info@klosterbaldegg.ch
 Homepage www.klosterbaldegg.ch
 Redaktion Generalleitung Kloster Baldegg
 Grafik grafik.container gmbh, Luzern
 Druck swsmedien AG Hochdorf
 Copyright bei BaldeggerJournal
 Lektorat Sr. Pascale Assey
 Fotos Sr. Felizia Baumgartner: Seiten 2, 13; Sr. Beatrice Kohler: Seite 8
 Sr. Karin Zurbriggen: Seiten 4, 15, 16; Sr. Marie-Ruth Ziegler: Seiten 5, 6, 10, 11, 17
 von Narkone zur Verfügung gestellt: Seite 14
 Postcheck-Konto Institut Baldegg, 6283 Baldegg; PC 60-984-8, Vermerk: BaldeggerJournal



Vom Fliehen...

Liebe Leserin, lieber Leser

«Ich weiss wohl, vor wem ich fliehen soll, aber nicht zu wem.» Diese mehr als zweitausendjährige Aussage ist aktueller denn je. Wer ist diese Zuflucht? Wo ist sie? Die einen vermuten sie in der Wüste und halten auf Kamelhöckern Ausschau. Sr. Beatrice Kohler tat es und fand den Fluchtpunkt in Gott. Andere müssen entscheiden: Fliehen oder Bleiben? Beides vermag die innere Biagsamkeit zu stärken. Sr. Madeleine Schildknecht erlebt dies in Bosnien. Die Baldegger Schwestern wurden bereits in den Anfängen in ihrer Widerstandskraft herausgefordert. Dreimal von Baldegg vertrieben, fanden sie Zuflucht in Lindencham. Aus dieser Flucht entstand das Kloster Cham, denn aus dem «Exil» kehrte nur ein Teil der Schwestern nach Baldegg zurück. Die Priorin des Benediktinerinnenklosters Cham denkt daher über das «Bleiben» nach. Ihr Fazit auf Seite 7 lautet: Nesthocker und Nestflüchter gibt's in Baldegg und Cham. Es gibt auch Pendlerinnen. Sr. Lucia aus dem Kloster Cham ist eine und erzählt dies freimütig auf Seite 17. Welt und Kloster: aus beiden kann man fliehen. Und es soll Menschen geben, die von einem Kloster ins andere flüchten. Ob dies wirklich stimmt? Lesen Sie dazu persönliche Erfahrungen. Auf Seite 13 empfiehlt Sr. Tamara Steiner, dem Leben zuliebe nicht zu fliehen. Fliehen ist nicht Flüchten. Die Unterschiede zeigt Sr. Hildegard Willi auf Seite 2 auf. Und schliesslich begegnen wir kleinen Flüchtlingen. Vor Jahrzehnten waren Kinderasyle ihr Zufluchtsort. Heute werden sie kritisch beurteilt. Was sollen wir darüber denken? Auf Seite 10 lesen Sie von Mariazell, das allem zum Trotz ein guter Zufluchtsort für Kinder geblieben ist.

Lieber Leser, liebe Leserin

Gehören sie zu jenen, die hie und da über alle Berge fliehen möchten? Wer den Zufluchtsort kennt, der wird vom Fliehen und Bleiben erlöst. Uns Baldegger Schwestern ist der Glaube ein solcher Zufluchtsort. Psalm 46,2 erinnert daran: «Gott ist uns Zuflucht und Stärke, ein bewährter Helfer in allen Nöten.» Wir wünschen Ihnen fürs Bleiben und Fliehen den starken und erlösenden Segen Gottes.

Herzlich grüssen Sie
Ihre Baldegger Schwestern

Sr. Marie-Willi Ziegler

Bildungshaus Stella Matutina	
Flüchten oder Standhalten	2
Sr. Hildegard Willi, Hertenstein	
Kloster Baldegg	
Flucht aus dem Kloster?	4
Nesthocker - Nestflüchter	6
Sr. Simone Buchs, Kloster Heiligkreuz, Cham	
In die Wüste fliehen und den Fluchtpunkt entdecken	8
Sr. Beatrice Kohler, Rapperswil	
Von kleinen Asylanten und ihrem Asyl	10
Sr. Marie-Ruth Ziegler, Baldegg	
Nicht fliehen – dem Leben zuliebe	13
Sr. Tamara Steiner, Baldegg	
Baldegger Missionen	
Trotz allem vorwärts schauen und hoffen, dass das Leben gelingt	14
Sr. Madeleine Schildknecht, Sarajewo	
Glauben & Beten	
mit Sr. Chantal Bernet, Baldegg	15
Übrigens	16
jobs@klosterbaldegg.ch	
Sr. Lucia Bachmann hat's gern, wenn's läuft	17



Es gibt Bücher, die nachhaltig ins Leben hineinwirken.

Flüchten oder Standhalten



Sr. Hildegard Willi, Hertenstein

Ein solches Buch ist für mich «Flüchten oder Standhalten»¹ von Horst Eberhard Richter. Erstmals erschienen 1976.

Alles in allem eine eher spröde Lektüre; und doch behauptete sie sich lange Zeit auf den Bestsellerlisten ganz oben – vor der scheinbar zeitgemässeren: «Die Kunst ein Egoist zu sein». Und noch immer wird das Buch neu aufgelegt.

Wenn ich es jetzt, 2010, wieder lese, ist mir, es treffe den innersten Kern des Zeitklimas

heute wie damals. Und seit ich den Autor in einer «Hertensteiner Begegnung» erleben durfte, ist mir seine Kernfrage noch präsenter. Wie kann der Mensch den Mut aufbringen, seine Überzeugungen bis zum äussersten noch erträglichen Mass des Spielraums praktisch umzusetzen, den die jeweiligen Umstände zulassen? Und was bringt ihn zum Fliehen?

Fliehen ist nicht gleich Flüchten

Die Fähigkeit zu flüchten haben wir mit dem Tier gemeinsam: uns davon machen, wenn Gefahr droht. Täglich stürzen die Medien solche Fluchtbilder in unsere Wohnräume. Wir atmen auf, wenn wenigstens das nackte Leben gerettet wird. Dabei wird deutlich: Wer flüchtet, tut dies meist gegen seinen Willen, weil er verjagt oder

vertrieben worden ist. Daher werden Heimatvertriebene Flüchtlinge genannt.

Wer flieht, tut dies aufgrund eines selbst gefassten Entschlusses, entsprechend seiner Einschätzung der Gefahr. Dass dabei bewusste und unbewusste Momente mitspielen, merken wir immer wieder bei uns selbst und bei andern. Es geht beim Fliehen oder Standhalten längst nicht immer um ein Entweder-Oder. Beides können lebensstaugliche Antworten auf konkrete Situationen sein. Wo meine persönliche Situation ein Standhalten verlangt, darf ich nicht ungestraft fliehen; und wo die Vernunft mich fliehen heisst, soll ich nicht standhalten wollen. Fliehen kann lebensrettend sein; Standhalten auch. Beim Fliehen komme ich vielleicht mit einem blauen Auge davon, im Standhalten richtet

sich meine Person auf, um für die eigene Überzeugung grad zu stehen. Beim Fliehen engt die Angst den Spielraum ein, das Standhalten ruft die eigenen Überzeugungen und Standpunkte auf den Plan und weitet so den Spielraum aus. Wir beziehen Stellung, nehmen Risiko in Kauf. Wir alle kennen dieses gute Gefühl danach.

Und doch; das Fliehen liegt der eigenen Haut meist näher und es zeigt viele Gesichter: das schmollende Anpassen, das feige Zustimmung, das oberflächliche Beklat-schen, das innere Kündigung, das ängstliche Schweigen, der verstimmte Rückzug, das Abgeben von Verantwortung, die Zuflucht in Abhängigkeiten, das Ausweichen in Krankheiten, das Abtauchen in den Konsum. Der Preis dafür ist oft hoch und lässt sich nur in Raten abzahlen.

Das weiss der Arzt und Psychiater Richter aus vielen Lebensgeschichten. Was aber drängt den Menschen zum Fliehen? Dieser Frage ist er jahrzehntelang nachgegangen. Die Antwort scheint simpel zu sein: die Einschüchterung. Und er fragt weiter: Wodurch werden Menschen eingeschüchert? Richter stösst dabei auf die «Isolationsangst», eine tief im Menschen sitzende Angst, nicht dazu zu gehören. «Wir sind verletzlicher durch Isolation, als wir glauben. Aus eigener Isolationsangst verschulden wir unbewusst die Isolationsschäden anderer. Darum ist Hörigkeit kein Sonderfall, sondern ein Merkmal des durchschnittlichen Menschen.»² Wir müssen also unsere Verführbarkeit kennen, dann stärken wir unsere Standfestigkeit. Wir können merken, was uns einzuschüchtern vermag, und können darauf antworten.

Verführung 1: Sich verbeugen

Menschen arbeiten im allgemeinen gerne und das nicht nur, weil Verdienst Kaufkraft bewirkt. Nein, in der Arbeit erfahren wir Wirkungen unseres Tuns; und erst so werden wir als Person wirklich. Aufgaben setzen unsere Fähigkeiten und Kräfte frei. Wir trauen uns etwas zu,

gehen die notwendigen Risiken ein, der Sache zuliebe und uns zum Gewinn. In gemeinsam angegangenen Aufgaben fühlen Menschen sich zugehörig, lassen sich einbinden, sind verlässlich, setzen Schwerpunkte, kontrollieren sich selber und tragen ihren Teil an der Verantwortung. Sie gehen Schwierigkeiten lebensdienlich an und halten Belastungen stand. Solches Arbeiten macht Sinn, gibt Zufriedenheit und hält die Work-Life-Balance aufrecht. Aber dazu braucht es Bedingungen: Der angemessene Spielraum des Tuns und Lassens und der Blick aufs Ganze müssen offen bleiben. Die Kommunikation muss spielen und die Arbeitenden sind und bleiben in erster Linie Personen. Die sogenannte «effiziente Betriebsführung» hat vielerorts ganz andere Bedingungen geschaffen: Die Arbeit ist übermässig fragmentiert, standardisiert, organisiert und kontrolliert. Kurz: Der Mensch wird zum Mittel für Effizienz. Er fühlt sich nicht zugehörig, nicht ernst genommen, nicht einbezogen, nicht zuständig, immer austauschbar und darum auch nicht verantwortlich. Das kann im wahrsten Sinne lebensbedrohlich werden, weil das Personsein nicht Raum hat. Wir sind ohne Resonanz. Die Angst, nicht dazu zu gehören, nistet sich ein. Wir müssen uns fragen, was hier eigentlich geschieht?

Kein Mensch genügt sich selbst. Menschen brauchen einander in der täglichen Arbeit; sie brauchen eine menschliche Atmosphäre. Und darum ist es ein Leichtes, Menschen einzuschüchtern. Wir schneiden ihnen die Luft ab, stehen ihnen vor die Sonne; wir überhören, übergehen sie, lassen sie nicht mitwissen, nicht mitdenken, nicht mitwirken, nicht mitverantworten, wir beziehen ihr Können und ihre Erfahrungen nicht ein, nehmen und geben nicht Anteil. Solche Bedingungen treiben zum Fliehen: vor sich selbst, vor seinen eigenen Erfahrungen und Überzeugungen hin zu denen, die das «Sagen» haben. Die Selbstaufgabe geschieht dabei in Raten. Die Karriere vollendet diese

oft. Denn dazu gehören, bei Vorgesetzten gut dastehen, vor allem dann, wenn es schwierig wird, erweist sich als arbeitsplatzrettend oder karrieresichernd. Sich wehren unter solchen Bedingungen, setzt zu viel aufs Spiel. Sich verbeugen – sprich anpassen – rettet. Die Spesen dafür sind gross, stellen sich meist erst später ein.

Verführung 2:

Fliehen ins Expertenwissen

Das Wort «Wissensgesellschaft» ist längst ein geflügeltes und zugleich ein arg gerupftes – und ein irreführendes dazu. Kürzlich las ich in einem philosophischen Essay: «Im Grunde genommen leben wir nicht in einer Wissens-, sondern in einer Glaubensgesellschaft. Das meiste nämlich, was wir <wissen>, glauben wir zu wissen.»³ Diese Einsicht schützt vor Einschüchterung.

Die Fülle dessen, was unter die Rubrik «Wissen» fällt, ist uferlos. Wir aber sind beschränkte Wesen. Wir können nur das Wenigste überprüfen, kommen nicht darum herum, dem «Wissen» anderer zu vertrauen. Das verleitet zum Fliehen ins Expertenwissen. Dabei entlasten wir uns unbemerkt von einem guten Stück Verantwortung. Dass darin die Gefahr lauert, abhängig, sogar hörig zu werden, übersehen wir leicht.

Um dem täglichen Wissensausstoss Stand zu halten, müssen wir lernen qualifiziert zu glauben, mit einer guten Mischung von Skepsis und Vertrauen. Wir können den Meinungen der Experten stets unsere Erfahrung entgegenhalten, die Expertise des eigenen Lebens, des eigenen Denkens, des eigenen Handelns.

Flüchten oder Standhalten – diese Frage bleibt. Ich bin überzeugt: Unsere Zukunft entscheidet sich im Standhalten.

1 Horst-Eberhard Richter: Flüchten oder Standhalten. Psychosozial-Verlag Giessen

2 Hertensteiner Begegnung 2006

3 Eduard Kaeser: Der Expertenbasar.

In: Pop Science. Schwabe Verlag Basel



Ist Kloster nicht Kloster? Was bewegt Schwestern, nach einem andern Kloster Ausschau zu halten? Und wie beurteilen sie rückblickend ihr Suchen und Finden? War es Flucht?

Flucht aus dem Kloster?

Sr. Marie-Elisabeth Sollberger lebt heute als Kapuzinerin im Kloster St. Klara in Stans

Mit 22 Jahren legte ich im Kloster Baldegg die Erstprofess ab. Die Aufgaben mit Kindern füllten mich aus und bereicherten mein Leben als Ordensfrau. Doch nach 20 Ordensjahren meldete sich die noch nicht verarbeitete Kindheit. Ich spürte, dass ich die komplizierten Jahre meiner Jugend nicht im Kloster bereinigen konnte, dass dies in einem anderen Umfeld geschehen musste. Ich trat aus dem Orden aus. Nach elf Jahren vernahm ich erneut den Ruf Gottes. Von alten Lasten befreit, drängte es mich, das Ordensleben erneut zu wagen. Im Kloster St. Klara in Stans fand ich dazu den Ort. Jetzt fühlte ich mich freier, ganz für Gott und die Menschen da zu sein. In der zweiten Lebenshälfte war es mir nun auch weniger wichtig, meinen einstigen Beruf ausüben zu können. Rückblickend darf ich sagen, dass Gott mir in jeder

Lebenssituation das schenkte, was für mich gut war: In Baldegg erlebte ich die eher aktive Phase im Beruf. Im Kloster St. Klara liegt schwerpunktmässig das Dasein für Gott und für die Ordensgemeinschaft im Vordergrund. Beide Klöster schenken und verleihen meinem Leben tiefen Sinn.

Sr. Luzia Jerusalem leitet heute als Priorin den Karmel in San Remo, Italien

Ist Kloster nicht Kloster? Ist Musik nicht Musik? Doch, sicher! Ist Flötenspiel nicht Harfenspiel? Nein, sicher nicht! Und doch ist beides Musik. Nicht nur: beide können zum gleichen Orchester gehören und die gleichen Noten spielen. Der Unterschied steckt im Instrument.

Mein Leben in Baldegg war Musik. Mein Leben im Karmel ist Musik. Der Unterschied steckt im Instrument. Es ist, als hätte mir der Musikmeister ein für mich geeigneteres Instrument anvertraut, um seine Melodie nach seinem Wunsch zu spielen.

Baldegg bleibt tief in meiner Seele verwurzelt. Ich habe dort so viel empfangen! Ich habe es nie bereut, Gottes Ruf zum so genannten beschaulichen Leben im Karmel geantwortet zu haben. Ich glaube, Baldegg war irgendwie die Vorbereitung auf den zweiten Schritt. Mein «Weitergehen» hat nichts mit Fliehen zu tun: Ich könnte den Abschnitt Baldegg nicht aus meinem Leben wegdenken; er gehört unwiderruflich dazu. Genauso gut wie das «neue Kloster». Beide sind ein Steinchen in meinem Lebensmosaik. Ich habe die innere Überzeugung, Gottes «zweifachem Ruf» geantwortet zu haben.

Sr. Monique Hildegard Koller war Karmelitin und ist heute Baldegger Schwester

Mit 25 Jahren trat ich in den damals einzigen Schweizer Karmel ein. Das Leben war in der Zeit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil sehr streng. Nach zehn Jahren wurde für mich ein monatelanger Erho-



Ist Flucht die treibende Kraft, wenn Menschen das Kloster wieder verlassen? Zwei ehemalige Baldegger Schwestern sagen uns, warum sie ausgetreten sind.

lungsaufenthalt ausserhalb der Klausur notwendig. Mein gesundheitlicher Zustand erlaubte keine Rückkehr. Da ich von meiner Berufung als Ordensfrau überzeugt war und Baldegg aus der Zeit des Lehrrinnenseminars kannte, erwog ich einen Übertritt in die Gemeinschaft der Baldegger Schwestern. Trotz reduzierter Kräfte fand ich dort grosszügige Aufnahme.

Nun machte ich die positive «Entdeckung» und Erfahrung, dass auch in einem so genannten aktiven Orden ein kontemplatives Leben möglich ist. Mein Übertritt nach Baldegg war daher kein Bruch, schon gar nicht eine «Flucht» aus dem Karmel, sondern die Fortsetzung des begonnenen Weges in einer etwas anderen äusseren Form. Die zehn Jahre Karmel möchte ich nicht missen. Sie gaben mir einen soliden Grund für meinen geistlichen Weg. Dafür bin ich dankbar, dankbar auch, diesen bei den «Schwestern der Göttlichen Vorsehung» in Baldegg weitergehen zu können.

Sr. Marie-Edith Länzlinger sehnte sich nach einem kontemplativen Kloster und kehrte ins Kloster Baldegg zurück

Mein Stundenplan im Institut Baldegg war damals übervoll: Vorbereiten, Unterricht erteilen, korrigieren. Und daneben galt es, den klösterlichen Verpflichtungen gerecht zu werden. Ich kam mir ausgebrannt und leer vor und hatte grosse Sehnsucht, mehr

innezuhalten und alles, was ich tat, mehr zu beseelen. In mir machte sich wieder ganz stark der kontemplative Zug bemerkbar, mit dem ich mich bereits vor dem Kloster Eintritt auseinandersetzte. Nach langen inneren Kämpfen vertraute ich meine Not Menschen an, die mich verstanden und mich zum Schritt in ein kontemplatives franziskanisches Kloster ermunterten. Diesen tat ich im Sommer 1975. Schnell realisierte ich, dass jede Gemeinschaft ihre Regel anders interpretiert und in der Spiritualität andere Akzente setzt. Ich fühlte mich vom ersten Tag an wie um 50 Jahre zurück versetzt. Oberstes Gebot war harte körperliche Arbeit. Auch spürte ich bald, dass man mich in den Schuldienst im Dorf integrieren wollte. Vergeblich hatte ich gehofft, viel Anregung im geistlichen Leben zu bekommen, die franziskanische Spiritualität zu vertiefen und ein ausgewogenes Leben in Gebet und Arbeit führen zu dürfen. Ein wichtiges Kriterium für eine gesunde Spiritualität war für mich Lebendigkeit, doch ich erlebte Stagnation und Alleingang. So kehrte ich nach sechs Monaten wieder nach Baldegg zurück.

Trotzdem war diese Zeit eine Gnadenzeit: Ich fand zu mir selber, und vor allem fand ich zu Gott. In mir entwickelte sich eine tiefe Gottesbeziehung, die auch trägt, wenn mich der Alltag mit all seinen Verpflichtungen fordert.

Renata Bislin (Sr. Marie-Claire) war von 1987 – 2006 Baldegger Schwester

Ich suchte schon immer die Wahrheit – und suche sie noch immer. Da ich damals das Klosterleben als das Wahre und Beste hielt, bin ich aus Berufung und mit Begeisterung ins Kloster Baldegg eingetreten. Ich blieb dort immer eine Suchende und Fragende. Und da ich auch einige Antworten ausserhalb des katholischen Glaubens erhielt, wurde mir das Kloster dann zu eng. Ich brauchte mehr Freiheit, nicht nur ideell, sondern auch materiell. Die Zeit im Kloster war für mich wichtig und lehrreich; ich möchte sie nicht missen. Wie im Leben draussen gab es Schönes und weniger Schönes. Ich schätze heute noch die Freundschaften, die sich ergaben. Die Jahre im Kloster gehören zu meiner Entwicklung, zu meinem Weg, der sonst nicht vollständig wäre.

Gertrud Zurfluh (Sr. Elda) war von 1963 – 1994 Baldegger Schwester

Durch das vermehrte Lesen von Sri Chinmoy's Bücher, eröffnete sich mir eine neue spirituelle Sicht. Mein Herzenswunsch war, Mediationsschülerin von Sri Chinmoy in New York zu sein und glückliche Baldegger Schwester zu bleiben. Ich betete darum, Jesus möge mir seinen Willen kundtun. Das geschah durch deutliche Zeichen und in einem Traum, der klarer als das Leben selbst war. Nach meinem Austritt aus dem Kloster Baldegg sagte mir Sri Chinmoy einmal, dass Jesus selbst mich zu ihm gebracht hätte, was ich bestätigen kann. Nachdem ich den notwendigen Schritt getan hatte, verflogen meine Zweifel und mein Herz wurde wieder ruhig und zufrieden. Die schöne Verbundenheit mit Baldegg bleibt bestehen, und ich denke in Dankbarkeit zurück.



«Die armen Schwestern waren in ihrer Schlossklausur wie verschüchterte Tauben in ihrem Schlag auf magere Kost beschränkt und Beten, Fasten und Arbeiten war ihr vorzügliches Tagewerk», so ist es im Urkundenbuch, das sich im Baldegger Archiv befindet, zu lesen. Was war geschehen?

Nesthocker – Nestflüchter



Sr. Simone Buchs, Kloster Heiligkreuz, Cham

Begonnen hatte alles so wohlgenut im Jahre 1830, als Kaplan Blum im Schlossgebäude zu Baldegg sein Erziehungsinstitut gründete. Arme Landmädchen sollten eine gute Schulung bekommen, und dazu brauchte es Lehrerinnen, die ihnen Wissen vermittelten. Die politischen Verhältnisse waren verworren, die Stimmung klosterfeindlich, dennoch wollten die Frauen unter einer Regel in Anlehnung an den Orden des heiligen Vinzenz in Gebet und Arbeit miteinander leben. Das ging auch eine Weile gut, das Institut wurde vom Luzerner Kleinen Rat anerkannt und vom Bischof von Basel bestätigt.

Doch 1848 kam das erste Verdikt, der Regierungsrat hob das Institut auf. Als Begründung wurde angegeben, dass sich

in Baldegg eine Art Kloster gebildet habe, das zudem noch unter jesuitischem Einfluss stehe. Nach einer kurzen Zwischenzeit, in der das Institut in beschränkter Masse weitergeführt wurde, fiel 1853 eine vernichtende Entscheidung für Baldegg: Das Schloss musste geräumt werden. Kosttöchter und Schwestern waren allesamt auf der Flucht, auf der Suche nach einem passenden Exil.

Die Vorsteherin Ottilia Kaufmann traf mit drei Schwestern und zehn Lehrtöchtern in ihrem Heimatort Cham ein, wo ihnen im klosterfreundlichen Kanton Zug Asyl gewährt wurde. Sogleich begannen sie zu unterrichten, eine Mädchenschule wurde eröffnet, die ein dringendes Bedürfnis war. Doch die Wohnverhältnisse waren schwierig. Endlich eröffnete sich ihnen eine Möglichkeit, etwas ausserhalb von Cham bei der Heiligkreuzkapelle ein Stück Land zu erwerben und dort ein Haus für sich und die Lehrtöchter zu bauen. 1859 zogen sie ein. Es nannte sich Institut Baldegg-Cham, denn die Wurzeln hatte man nicht vergessen. Unbehelligt von politischen, kirchen-

feindlichen Angriffen blühte es auf, die Schwestern durften offen ein klösterliches Leben führen, junge Frauen traten ein, und die Lehrtöchter besuchten ebenfalls zahlreich die neue Ausbildungsstätte. In Baldegg wurde mit der Zeit zaghaft an einen Neuanfang im alten Schloss gedacht, und die Schwestern erhielten eine neue Regel, die franziskanisch geprägt war.

Das Doppelinstitut war geistlich, politisch und finanziell schwierig zu führen, und bald stellte sich die Frage nach einer Trennung. Sie wurde 1862 vollzogen und war für beide Seiten schmerzhaft. Zwölf der neunundzwanzig Schwestern blieben in Cham, die übrigen zogen zurück nach Baldegg. 1892 wechselte Cham zum dritten Mal die Spiritualität, indem sich die Schwestern den Olivetanern, einer benediktinischen Kongregation, anschlossen. Sie versprachen in ihren Gelübden stabilitas loci, conversatio morum und oboedientia, das heisst Beständigkeit, klösterliches Leben (frei übersetzt) und Gehorsam, wobei in unserem Zusammenhang besonders die Beständigkeit wichtig ist.



Leider gibt es in den Heiligkreuzer Archiven wenige Dokumente, die innere Gründe für die Übernahme der Benediktsregel anführen, äussere gibt es hingegen viele. Was war für die Schwesterngemeinschaft wirklich ausschlaggebend gewesen ausser der Tatsache, dass sie von 1889 an immer einen Spiritual aus dem Kloster Einsiedeln gehabt hatten? Wenn ich auf die Geschichte der Schwestern schaue, auf ihre Flucht und Vertreibung, auf ihre wiederholte Wohnungssuche, auf ihre Suche nach einer Identität, dann stelle ich mir gerne vor, dass in ihnen das Bedürfnis nach einem Leben in Sicherheit an einem festen Ort auch nach vierzig, fünfzig Jahren noch lebhaft vorhanden war. Ich stelle mir ferner vor, wie sie sich die Geschichte ihrer Vertreibung immer wieder erzählten. Nun wollten sie endlich zu einer richtigen Ordensfamilie gehören, und die Benediktsregel hatten einige von ihnen während ihrer Lehrerinnenausbildung in Arras kennen gelernt. Sie hatten sicher darin auch von der scharfen Verurteilung der Wandermönche gelesen, als da sind die Sarabaiten und die Gyrovagen, die nach eigenen Gesetzen leben als «Sklaven ihrer Launen und der Gau-menlust» (BR 1, 6-12). Freilich vollzog sich der Übertritt in den Benediktinerorden nicht ohne Hindernisse, auch konnte das Gleichmass von Gebet und Arbeit in der Aufbauzeit nur schwer eingehalten werden. Doch mit der Annahme der neuen Spiri-

tualität wurde die Trennung von Baldegg noch stärker akzentuiert.

Stabilitas loci, was bedeutet das? Ganz sicher darf der Begriff nicht auf die Ortsbeständigkeit verkürzt werden. Es geht darum, dass sich ein Mönch, eine Schwester ganz auf das einlässt, was er, sie im Kloster vorfindet. Das Leben in Gemeinschaft im Gehorsam und die Suche nach Gott ist ihr Arbeitsfeld. Es geht um die innere Beständigkeit und die lebenslange Bindung an die Klostergemeinschaft. Sie verankern ihr Leben in Gott und streben nicht danach, ihre Lebensumstände und die Mitmenschen zu ändern, sondern sich selbst im Hinblick auf Gott. Sie haben sich freiwillig der Möglichkeit des Ausweichens beraubt, um zu lernen, Gottes Anspruch standzuhalten. Nicht die eigene Selbstverwirklichung ist gefragt, sondern das innere Wachsen am Gehorsam. Die Ausdauer im Alltag, sei es im Gebet, in der Arbeit, aber auch in Schwierigkeiten mit den Mitmenschen, in Krankheit und Alter, verwurzelt sie im klösterlichen Leben und lässt sie Ruhe finden, weil Gottes Barmherzigkeit mit ihnen ist. Doch ist nicht zu übersehen, dass es auch unter den Ordensleuten Nesthocker und Nestflüchter gibt. Die Nesthocker neigen von sich aus zur Stabilität, brauchen keine grossen Ortsveränderungen, um glücklich zu sein. Das innere Wachstum kann zu einer Weite führen, der die gesetzten Grenzen nichts

anhaben, im Gegenteil. Der geordnete Tagesablauf und der nüchterne Alltag verhelfen zu einem inneren Gleichgewicht, in dem man sich der Führung Gottes überlässt. Natürlich besteht die Gefahr der Bequemlichkeit, des Tretens an Ort auch in geistlichen Belangen. Die primäre Aufgabe, Gott zu suchen, immer neu und immer anders, geht vergessen in einer Art Routine und Selbstgenügsamkeit. Dem Nesthocker kann seine Ruhe plötzlich überwichtig werden, er hegt sein Gärtlein, macht einen hohen Zaun darum und achtet darauf, dass niemand sich Zutritt verschafft. Nabelschau und Röhrenblick gehören zu den grössten Gefahren, denen ein Nesthocker ausgesetzt ist.

Der Nestflüchter hingegen neigt dazu, seine kleinen Freiheiten hartnäckig zu verteidigen. Geht die Gemeinschaft rechts, so schert er aus der Reihe aus, um sich dann später wieder anzuschliessen. Ist der Alltag für ihn allzu trocken, so versucht er unter dem Zaun hindurch zu grasen und sich kleine Abwechslungen zu verschaffen. Tragen alle schwarze Schuhe, so kommt er in bunten Pantoffeln daher. Arbeitsaufträge können rasch langweilig werden, Veränderungen und Kontakte werden gesucht, und meistens auswärts gefunden. Ein Nestflüchter hat eben nicht nur eine Möglichkeit, sondern sieht viele gleichzeitig, was ihm meist die Qual der Wahl beschert. Doch braucht eine Gemeinschaft solche Nestflüchter, auch wenn sie stören, weil sie immer wieder das Bestehende in Frage stellen und zum Nachdenken über die momentane Lebensform anregen.

Wer jetzt glaubt, alle benediktinischen Ordensleute seien typische Nesthocker und die franziskanischen eher Nestflüchter, der sieht die Dinge zu einfach. Sowohl in Baldegg wie in Heiligkreuz sind beide Sorten vertreten, und das ist gut so. Wir sind zwar seit hundertfünfzig Jahren getrennt, aber dennoch nicht ganz so verschieden, wie es auf den ersten Blick aussieht.

Sr. Simone Buchs ist seit 2004 Priorin des Klosters Heiligkreuz, Cham. Die Olivetanerinnen gründeten 1953 in Korea die Olivetan Benedictine Sisters, die heute ein selbständiges Priorat bilden und mit Heiligkreuz Cham in einer Föderation zusammengeschlossen sind.



Einmal die Wüste sehen, hören, riechen, unter den Füssen erspüren, das war ein Traum, den ich oft träumte.

In die Wüste fliehen und den Fluchtpunkt entdecken



Sr. Beatrice Kohler, Rapperswil

Immer wenn ich in Schule oder Erwachsenenbildung die Stammväter und -mütter thematisierte, erwachte der Traum erneut. Oder in Situationen von Zuviel und Überdruß sehnte ich mich nach der Öde und Einsamkeit der Wüste. Einmal die vielen Eindrücke ausblenden, weglegen, vor ihnen fliehen können ...

Und plötzlich erfüllte sich der Traum. Eine kleine Gruppe von Menschen, die mit dem Kapuzinerkloster Rapperswil, dem Kloster zum Mitleben, in dem ich lebe und arbeite, verbunden sind, schlug

eine spirituelle Wüstenreise vor. Schon in der Vorbereitung wurde mir klar: Zu einem Spaziergang wird dieser Wüstenweg nicht. Die Lebensumstände der Beduinen in der Wüste sollten uns zum Grund des eigenen Lebens führen. Die Geschichte des Volkes Israel, der Wüstenväter und das Leben Jesu würden uns begleiten und mit den einzigartigen Naturereignissen Stoff für die täglichen Meditationen sein.

So war es dann. Die Schönheit der Schöpfung Gottes in der Wüste offenbarte sich eindrücklich in Gegensätzen: hell – dunkel, warm – kalt, flach – hügelig, grün – verdorrt, weich – hart, still – laut, Himmel – Erde, öde – belebt usw. Wie sehr erstaunte es mich, dass ich morgens in der Frühe gut verstand, was jemand etwa hundert Meter von meinem Schlafplatz entfernt leise sprach oder dass ich

Motorengeräusche hörte, bevor ich den dazu gehörenden Lastwagen in grosser Ferne erblickte. Oder dass wir plötzlich inmitten der Wüste durch ein Feld von kleinen Pflanzen mit winzigen weissen Blümchen schritten. Oder dass die Dromedare immer wieder zwischen verdorrten Sträuchern frisches zartes Grün zur Nahrung abrissen, während sie still vor sich hin schwankten. Oder dass im fließenden, sich stetig dem Wind anpassenden Sand, ein grosser, schwerer Stein sichtbar wurde.

Der Himmel zeichnete unendlich viele Nuancen an den Übergängen morgens und abends. Das Violett wechselte zum Rot und übers Orange zum Gelb bis schliesslich das Blau der Atmosphäre sich durchsetzte und das gleissende Sonnenlicht das Dunkel der Nacht in die blendende Helle des Tages wandelte. Der Sternenhimmel



ist nicht wirklich beschreibbar. Es sind unzählige Lichtpunkte und Lichtformationen am nachtschwarzen Himmel. In der Kälte der Nacht, eingemummelt im Schlafsack, nahm ich wahr, wie geborgen und erhellt ich unter dem Firmament wohnen darf. Wie nahe der Himmel mir ist, auch wenn er Lichtjahre entfernt ist. Ebenso der unendliche Horizont – die Linie, die Himmel und Erde bilden, wenn sie sich berühren, und die sich in unterschiedliche Farbtöne kleidete – ward mir Zeichen der Gegenwart Gottes in unserem Unterwegssein. Er erreicht uns. Er ist da.

So erinnerte ich mich, dass Mose aus Ägypten geflohen war. Es war entdeckt worden, dass er den Aufseher, der seine Stammesgenossen schlug, ermordet hatte. Midian, das einsame, steinige Land in der Wüste wurde sein neuer Lebensort, der Zufluchtsort in seiner Angst und Not. Und in der Wüste begegnete er Gott, der sich ihm als der «ICH BIN DA» offenbarte (Exodus 2).

Die vielen Zeichen der äusseren Welt und der inneren Gewährwerdung sprachen vom ICH BIN DA in meinem Leben und Sein. Und er sprach nicht nur mit uns Christen, auch mit den muslimischen

Beduinen, die sich eindrücklich immer wieder zum Gebet in der Wüste ausrichteten.

Am dritten Tag dachte ich, dass alles sich wiederholt und ich nichts Neues mehr entdecken kann. Ich kannte den Sand, den Tag- und den Nachthimmel, die vielen Tierspuren rund um meine Matte am frühen Morgen und die grünen Büsche. Ich nahm auch den Duft der Dromedare und der Wüste als solche gar nicht mehr bewusst wahr. Alles war schon bekannt, gewohnt, vertraut. Da griff Mokdar, unser Karawanenführer, plötzlich in den Sand und beförderte einen Sandfisch ans Tageslicht. Ich staunte und wunderte mich, was er wohl gesehen haben könnte. Da wurde auch ich aufmerksamer und entdeckte Feinheiten, die mir vorher verborgen waren. Die Beduinen erkennen ihre eigenen Dromedare an den Fussspuren, und ich nahm lediglich wahr, dass es Dromedarspuren sind. So begann ich, mich mehr in den «Feinheiten der Stille» zu üben. Ein unermesslich weiter Raum tat sich mir auf. Das machte mich ruhig und still, liess mich noch intensiver auf die Stille lauschen und ich hörte, wie meine eigenen Lebenswirklichkeiten zu sprechen begannen. Das führte mich zum lautlosen Gespräch mit

Gott. Denn «die Stille ist die Muttersprache Gottes» (Eckhard Tolle).

Dieses Wüstenerlebnis besonderer Art liess mich biblische Geschichten neu bedenken, so jene von Hagar: Sie, die mit ihrem Sohn Ismael von Abraham in die Wüste geschickt wurde, umherirrte und verdurstend nach Gott rief, schaute den Engel, der zu ihr sprach: «Fürchte dich nicht, Gott hat den Knaben schreien gehört.» «Gott öffnete ihr die Augen, und sie erblickte einen Brunnen.» So entdeckte sie das für sie Lebensnotwendige und wagte mutig das Weitergehen im Blick auf die Verheissung (Gen 21). Hagar ist Gott in der Wüste begegnet. Ein palästinensisches Sprichwort weiss warum: «Als Gott die Welt erschuf, sah er sie an und liebte sie. Dann suchte er einen Ort, um in ihr zu ruhen und er wählte die Wüste.»

Im Vordergründigen das Tiefgreifende erahnen und ans Licht bringen – die Wachsamkeit dafür entfalten. Sie durch Stille nähren. In der eigenen Wüste Gott als Fluchtpunkt entdecken und ihn einfach nicht mehr loslassen. Das alles hat mir die Wüste geschenkt. Und daran erinnern mich ein paar mitgebrachte Wüstenrosen, etwas feiner Sand, ein Stein und ein ausgebleichtes Stück Holz.



Kleinbusse stehen in Reih und Glied zur Abfahrt bereit. Aus allen Winkeln rennen Kinder herbei, zielsicher fliegen Schulsäcke in einen Bus, ein paar Buben sind noch in eine Balgerei verwickelt, andere werfen sich erlöst auf einen Autositz. Eine Szene, die sich hier täglich wiederholt.

Von kleinen Asylanten und ihrem Asyl



Sr. Marie-Ruth Ziegler, Baldegg

Aus allen Kantonswinkeln befördern Taxis die Kinder nach Mariazell und am Abend wieder heim. Heute ist Freitag und da gibt's noch einige Fahrten mehr, weil auch die internen Kinder nach Hause chauffiert werden. Es ist ruhig geworden in den Gebäuden der Institution «Schule und Wohnen Mariazell». Sr. Petronilla Hugi und Sr. Helena Pichler leben mit zwei weiteren Schwestern zuoberst im Haus. Sie sind froh, dass sie nicht mehr direkt für die Kinder sorgen müssen wie früher. Mehr als fünfzig Jahre ihres Lebens hat Sr. Petronilla hier verbracht und für Sr. Helena wer-

den es an die dreissig sein. Heute treffen die Kinder Sr. Petronilla meist im Garten an. Diese Arbeit ist für sie wie Erziehen: säen, jäten, Geduld haben. Ihr Interesse an den Kindern und deren Schicksal hat über die Jahre nicht abgenommen. Das ist wohl ein Grund, weshalb immer wieder Ehemalige zu ihr auf Besuch kommen. Sie ist überzeugt, dass heutige Kinder genauso an ihrem Schicksal leiden wie es Kinder früher taten. Auch Sr. Helena freut sich, wenn Kinder zu ihr ins Empfangsbüro kommen, ihr etwas erzählen oder sie ihnen bei einem kleinen Problem helfen kann. Für Stiftungspräsident Gabi Wey, der seit bald einem Vierteljahrhundert die Stiftung mit ausserordentlichem Engagement präsidiert, gehören die Schwestern zu Mariazell: «Sie sind der gute Geist in unseren althehrwürdigen Mauern. Ihr Wirken ist spürbar! Die Schwestern sind im Team bestens integriert und von den

Mitarbeitenden geachtet und geschätzt. Die Trägerschaft kann seit 1898 auf ihre treuen Dienste im und um das Haus, sowie auf das tägliche Gebet der Schwesterngemeinschaft zählen.» Als kleiner Junge durfte er seinen Vater oft begleiten, der als Architekt Umbauarbeiten im Kinderheim leitete. So gewann er früh Einblick in dieses Haus; allerdings mit einem gewissen Respekt, «da man mir hie und da androhte, dass auch ich ins Kinderheim müsse, wenn ich mich nicht gut betrage».

1898 ist das «Kinderasyl Maria Zell» entstanden. Ein idyllischer, wunderbarer Ort am Sempachersee mit einer Wohnlage, von der viele nur träumen. Damals aber lag der kleine Wallfahrtsort Maria Zell noch ausserhalb des Städtchens Sursee, ideal also für ein Kinderasyl. Denn der Anblick dieser Kinder war nicht leicht zu ertragen. Bitterarm war vielleicht die treffendste Beschreibung. 1901 lebten 93 Kin-



Sr. Petronilla Hugi



Sr. Helena Pichler

der dort: Kleine Asylanten im wahrsten Sinne des Wortes. Ihr Schicksal hatte sie ohne Eltern zurückgelassen oder der Fürsorge der Eltern entzogen. Das Asyl bot Unterschlupf, manch einem wurde es trotz aller Härte zum Daheim. Als Sr. Petronilla 1959 nach Mariazell kam, musste sie auf Geheiss ihrer Oberin das 1943 erschienene Buch «Die Brüder Sagenmatt» lesen. Darin beschreibt Josef Maria Camenzind die notvolle Lage einer an Schwindsucht erkrankten Witwe, die ihre beiden Buben für einige Monate ins Kinderheim bringen muss. Einfühlsam schildert er die zerrissenen Kinderseelen und ihr bodenloses Heimweh nach der Mutter und den vertrauten Stubenwinkeln. Fühlbar ist seine Kritik am reglementierten und kontrollierten Heimalltag. Schonungsvoll verweist er auf die Überforderung der Schwestern und ihrer Vorsteherin hin und lässt sie erfahren, dass ihr Strafen oft die falschen Kinder demütigte. Dass der Schauplatz des Buches just das Kinderheim Mariazell war, hat Sr. Petronilla erst später gemerkt. Für ihren Einsatz bei den Kindern habe sie aber daraus gelernt, auch vom Heimhelferinnenkurs, der 1959/60 erstmals in Luzern angeboten wurde und den sie besuchen durfte. Sie erkannte, dass Erziehung nicht in erster Linie eine Methode

war, sondern eine menschliche Haltung. Ebenso, dass menschliche Schwächen sich überall zeigen, auch bei den Schwestern. Es störte sie, wenn Strafen ihrer Meinung nach hin und wieder zu hart waren. Wenn sie heute mit ehemaligen Zöglingen – so die damalige Bezeichnung – spricht, fällt ihr auf, dass das Gefühl des «Ungerechtheits-behandelt-worden-seins» einigen Kindern bleibende Wunden gerissen hat. Wenn Ehemalige von ihrem Leid sprechen, tut das den Schwester noch heute weh. Sr. Petronilla ist überzeugt: wer das damalige Leben im Kinderheim verstehen will, sollte das erwähnte Buch lesen.

Überhaupt lohnt es sich, etwas in den Akten zu verweilen. Sr. Helena hat sie schon oft durchgeblättert. Vieles von dem, was früher als normal galt, kann sie heute selber nicht mehr verstehen. Sie leitete das Kinderheim von 1964–1972 und hat die vielen Entwicklungen und Veränderungen miterlebt. Tatzen oder andere körperliche Strafen gab es damals nicht mehr. So viele Sitzungen wie heute hätten sie zwar nicht gehabt, aber sie seien die Probleme auch im Gespräch angegangen. Besonders die jungen Schwestern, die frisch von der Heimerzieherinnenschule in Baldegg kamen, hätten viel Neues mitgebracht, das dann zum Wohle des Kindes verwirk-

licht werden konnte. Voraussetzung sei gewesen, dass es ihnen jeweils gelang, die Heimkommission davon zu überzeugen. Im Archiv zu stöbern, hilft Sr. Helena verstehen. Da stösst sie auf ein Formular «Polizeilicher Transportbefehl für ein Kind in die Anstalt» oder auf «Garantiescheine». Mit diesen verpflichteten sich die Unterzeichnenden zur Bezahlung der Tagestaxen für ein armes Kind. 1901 betrug die Tagestaxe dreissig Rappen. Das musste für Essen und Wohnen und Schulunterricht genügen. Eine Taxerhöhung von Fr. 1.– auf Fr. 1.50 im Jahr 1945 brachte das Fass zum Überlaufen: Ein Waisenamt im Kanton Luzern protestierte und orderte die Kinder demonstrativ zurück ins Bürgerheim. Briefe zwischen Stiftungskommission und Kloster Baldegg geben Einblick in die beidseitig prekäre finanzielle Situation. Von Zeit zu Zeit erbat das Kloster eine Lohnerhöhung. Dieses Ansinnen löste jedesmal eine Art Feilschen aus, die Stiftung argumentierte mit der drückenden Bauschuld. Der Vertrag von 1947 legte die Jahresentschädigung für die Vorsteherin und die Lehrschwestern auf Fr. 700.– fest, für die andern Schwestern auf Fr. 500.–. Dazu kam noch das Recht auf ein Paar Schuhe oder eine Schuhreparatur. Der Anstaltenverband mahnte

bauliche und konzeptionelle Verbesserungen an, um der individuellen Entfaltung der Kinder besser gerecht zu werden. Auch die Situation der Schwestern wurde öffentlich thematisiert. 1961 teilte das Sanitätsdepartement des Kantons Luzern den Leitungen der Bürger- und Kinderheime mit, dass die Schwestern an vielen Orten überbeansprucht würden. Die staatliche Anweisung gipfelte damals im Satz: «Die Schwester ist keine Arbeitsmaschine! Sie hat unbedingt Anspruch auf eine bescheidene tägliche Ausspannung.» Dazu bemerkt Sr. Petronilla schelmisch: «Ich wäre Millionärin, wenn ich alle Nachtwachen noch bezahlt bekäme. Wir waren einfach immer da, die Kinder schätzten das, und ich tat das gerne.» Die Chronik der Schwestern berichtet über den Heimalltag, über Feste und Feiern. Sie beschreibt frohe Ausflüge, Theateraufführungen und die Ferienkolonie. Dankbar erwähnt wird, wer wie viele Harassen Obst oder Kartoffeln schenkte und wie die Kinder ihnen dafür Dankeschreiben schrieben. Auch Ehemalige werden nicht ohne Anflug von Stolz erwähnt: «Unser Seppi Arnold hat heute am 25. April die Lehre als Photo-Laborant mit einer glänzenden Prüfung abgeschlossen.»

Ganz anders das Bild, das die Presse in den vergangenen Monaten von den Kinderheimen zeichnet, die von Ordensschwestern geleitet wurden. Stiftungspräsident Gabi Wey beschäftigt dies sehr. «Ich frage mich: Wie war es damals in Mariazell? Haben auch wir dunkle Kapitel, die geklärt werden müssten? Ich finde es gut, dass die Luzerner Regierung klären lässt, wo in den Kinderheimen des Kantons Grenzen verletzt wurden. Nebst der Klärung der Missbrauchsvorwürfe, des Eingestehens von Schuld und der Entschuldigung wäre für mich auch wichtig, dass ehrliche Wege der Versöhnung gesucht werden. Der Blick für Schuld, Sünde, Einsicht und Reue gehören für mich dazu.»

Nicht nur für die von der Kritik betroffenen Klöster und Ordensschwestern, auch für die heutigen Mitarbeitenden in Kinderheimen ist die gegenwärtige Debatte

belastend. Für Marc Getzmann, der als Geschäftsführer Mariazell seit 1989 leitet, bedeutet sie, die Wahrnehmung auf diese Themen in der aktuellen Arbeit zu schärfen. Als langjähriger Insider und kompetenter Fachmann im Heimbereich bleibt er allerdings realistisch: «Dass solche Übergriffe stattfanden ist eine Tatsache, so wie Übergriffe auch heute noch stattfinden. Diese sind in jeder Zeit schlimm und für die Betroffenen schrecklich. Im Rückblick gilt es aber, den gesellschaftlichen und auch «pädagogischen» Kontext im Auge zu behalten. Für Marc Getzmann ist es wichtig, dass die Themen Gewalt

und Aggression unter aktivem Einbezug aller Beteiligten, also auch der Eltern und externer Fachpersonen, bewältigt werden. Unerlässlich ist für ihn «einen geschützten Rahmen für alle Beteiligten sicher zu stellen, Gewalt in allen Formen zu konfrontieren und sie aktiv zu begrenzen.»

Der Blick zurück in die Geschichte des Kinderheims Mariazell berührt. Kinder und Schwestern konnten ihrem Schicksal nicht entfliehen. Die Kinder nicht, weil sie sonst auf der Welt nirgends Asyl fanden, die Schwestern nicht, weil sie sich zu diesem Dienst an den kleinen Asylanten berufen wussten.



Sr. Jolanda Elsener war von 1971–1989 in Mariazell tätig, zuerst als Gruppenleiterin, später als Heimleiterin.

Welche Erinnerungen hast du an die Kinder?

Ich erlebte eine unendlich glückliche Zeit. Im Heim waren gut siebzig Buben und Mädchen im Alter von 1 bis 17 Jahren. Ich war für eine Bubengruppe zuständig. Diese Jungs wollten vieles erleben und ausprobieren. Ich glaubte zu spüren, dass die Kinder gerne im Mariazell waren.

Was waren für dich die grössten Herausforderungen?

Die meisten Probleme entstanden, wenn die Kinder mit dem Daheim nicht zurecht kamen. Wie oft trafen sie Zuhause einen neuen Papi an! Oder es wurde negativ über den fehlenden Elternteil gesprochen. Das war für die Kinder sehr schwierig. Ihren Frust galt es im Heim irgendwie aufzufangen.

Wie reagierst du auf Probleme?

Ich hatte das Glück, dass die Kinder mir vertrauten, sich bei mir sicher fühlten

und mich respektierten. Ich hatte Jungs, die viel störten und Schwierigkeiten verursachten. Glücklicherweise hatten wir damals die Bedeutung des Gesprächs erkannt. Es gab aber auch Situationen, wo es einen Klaps gab. Doch dies konnte ich nur tun, wenn der Junge Vertrauen zu mir hatte. Gemeinsam evaluierten wir meinen Klaps und alles, was dazu geführt hatte.

Was war für dich Motivation zum Einsatz in Mariazell?

Jedes Kind war für mich einzig, ich hatte sie gerne. Es war mir wichtig, Werte zu vermitteln und sie Werte erleben zu lassen. Wir gingen in die Natur hinaus, fuhren mit dem Velo nach Willisau ins Hallenbad, bereiteten uns vor für das Fussball-Turnier in Rathausen und Schachen. Mein Gott, nicht nur die Jungs, auch wir Leitenden waren unendlich stolz, wenn Mariazell einen Pokal heimtrug! Mir waren auch religiöse Rituale wichtig, zum Beispiel ein Abendgebet oder der Sonntagsgottesdienst. Ich habe immer gedacht: Heute verstehen die Kinder das noch nicht, irgendwann im Leben wird ihnen die Erinnerung daran aber einen Halt geben.

Pflegst du noch Kontakt mit Ehemaligen?

Und wie! Meine Jungs kommen schon mit ihren eigenen Kindern auf Besuch.



Wir Menschen des 21. Jahrhunderts sind, was unser Hirn betrifft, erstaunlich altmodische Wesen.

Nicht fliehen – dem Leben zuliebe



Sr. Tamara Steiner, Baldegg

Unser Körper arbeitet noch immer mit Verhaltensweisen, über die bereits unsere Vorfahren, die Höhlenbewohner und steinzeitlichen Jäger, verfügten. Dies gilt für ein inneres Erleben, für welches sich verschiedenste psychologische Schulen auf keine andere gemeinsame Definition einigen konnten, als dass es sich dabei um ein ‚unangenehmes Gefühl‘ handelt. Es geht um die Angst. Angst ist jedoch mehr als ein unangenehmes Gefühl. Wer Angst hat, muss sich entscheiden. Er steht unter Entscheidungsdruck. Denn jede Angst zwingt den Menschen, zu ihr Stellung zu nehmen.

Natürlich ist es sinnvoll, erst einmal zu schauen, woher die Angst kommt. Ist sie begründet oder nicht? Wer sich zum Beispiel plötzlich einer giftigen Schlange gegenüber sieht, hat allen Grund, sich zu fürchten. Eine Angst löst im Körper alle nötigen Prozesse aus, um in kürzes-

ter Zeit über hohe Mengen an Energie zu verfügen. Dadurch ist ein wirksames Reaktionsvermögen in gefährlichen Situationen garantiert. Diese Notfallenergie wird jedoch vom Körper auch dann zur Verfügung gestellt, wenn jemand Angst empfindet, ohne einer realen Gefahr ausgesetzt zu sein. Unser körperliches Alarmsystem unterscheidet demnach nicht zwischen Lebensgefahr und harmloser Situation. Dies verdanken wir unseren frühen Vorfahren, die in Höhlen hausten. Sie kannten vermutlich nur lebensgefährliche Angstsituationen. Wenn sie beim Jagen unerwartet auf ein gefährliches Tier stießen, mussten sie blitzschnell entscheiden zwischen den beiden Möglichkeiten: kämpfen oder fliehen. Ein Zögern hätte fatale Folgen nach sich gezogen.

Wir sind zwar, was unsere Angstreaktionen anbelangt, körperlich noch wie Höhlenbewohner ausgestattet. Doch ganz so einfach wie sie haben wir es heute nicht mehr. Stellen Sie sich vor, Sie hätten bei den ersten Angstanzeichen während einer Prüfung nur die Wahl zu kämpfen oder zu fliehen. Beides wäre denkbar ungünstig. Wir entscheiden, wie und wozu wir das vom Körper bereit gestellte Energiepotenzial nutzen. Genau hier öffnet sich uns

ein Freiraum, den wir gestalten können. Übrigens gilt: wer vor einer für ihn angstbesetzten doch harmlosen Situation flieht, atmet zwar erst einmal auf und beruhigt sich. Doch ist die Angst damit nicht besiegt. Sie hat Tendenz, sich in ähnlichen Situationen erneut zu melden. Ein fortwährendes Fliehen kann Leben einengen, denn es verhindert nach und nach wertvolle Lebenssituationen.

Uns stehen viele Möglichkeiten offen, um mit diesem «unangenehmen Gefühl par excellence» einen heilsamen Umgang zu finden. Zwei erweisen sich als besonders hilfreich. Einerseits ist es die mutig trotzig Unerschrockenheit, einer Angst ins Gesicht zu blicken, sie vielleicht sogar humorvoll auszulachen. Und andererseits steckt in einem «Zuliebe» ein hoch wirksames Mittel gegen jede überzogene Angst, die Leben einzuengen droht.

Angst fordert heraus. Wenn wir eine Angst mutig aushalten, ihr sogar ins Gesicht lachen, und wenn wir einem Menschen oder einer Aufgabe zuliebe eine angstbesetzte Situation lebensfördernd gestalten, dann lässt nicht nur die Angst nach, sondern unser Leben gewinnt an Weite und Sinn.

Sr. Madeleine lebt und arbeitet seit zehn Jahren mit Menschen zusammen, die in den Gräueln des Bosnienkrieges 1992 – 95 vor der Frage standen: Fliehen oder Bleiben? Wie immer die Entscheidung ausfiel – sie bedeutete einen Einschnitt, der den Menschen alle Sicherheiten nahm und ihr Leben unwiederbringlich prägte.



Trotz allem vorwärts schauen und hoffen, dass das Leben gelingt



Sr. Madeleine Schildknecht, Sarajewo

Wer sich für Bleiben entschied, musste an die Front, nahm Hunger, Kälte, Todesangst und Verlust der Liebsten in Kauf. Fliehen hiess, dem Wohlwollen des Auslandes ausgeliefert zu sein, bedeutete Angst um die Zurückgebliebenen, Leid und Trauer um Gefallene, Untätigkeit, Einsamkeit und Fremdheit, oft auch das Gefühl, die Heimat im Stich gelassen zu haben.

Wer blieb und wer nach Kriegsende in die Heimat zurückkehrte, fand nichts mehr vor, wie es war. Oft musste zuerst das Haus wieder aufgebaut werden, es gab wenig intakte Infrastruktur, Arbeit und menschliche Gemeinschaft. Es gab zwar materielle Hilfe, doch die zerstörten menschlichen Beziehungen und die getöteten oder verschwundenen Mitmenschen liessen sich nicht wieder aufbauen.

Was hilft den Menschen, trotz dieser Traumata menschenwürdig weiter zu leben? Ich frage sie nie danach, manchmal erzählen sie beiläufig etwas, doch allen ist die

Haltung eigen, dass das vorbei ist, dass das Leben weiter geht und es eh keine Antwort darauf gibt, wie alles gekommen ist und wer schuld ist. Weil auch das politische und gesellschaftliche Umfeld nicht dazu angetan ist, Lebensmut und Zukunftsvisionen von jungen Menschen zu fördern, stellt sich uns allen immer wieder die Frage: Was hilft uns, trotz allem vorwärts zu schauen und darauf zu hoffen, dass das Leben gelingen wird?

In der Arbeit mit unseren Freiwilligen wundere ich mich immer wieder neu, wie normal lebenszugewandt viele von ihnen sind und dass sie die von Krieg geprägten Kindheitsjahre weitgehend unbeschadet überstanden haben. Sie scheinen über eine «Biegsamkeit» zu verfügen, dank derer sie an der Vergangenheit nicht zerbrochen sind. Der Begriff der «Resilienz» ermöglicht eine Erklärung. Damit ist in der Psychologie eine Art Widerstandskraft gemeint, dank der sich Menschen auch von schwersten Belastungen erholen und in einen Zustand der Lebensfreude zurückfinden.

Unsere jungen Freiwilligen gehören zu den «Resilienten». Indem wir ihnen mit unseren Projekten die Möglichkeit anbieten, sich freiwillig zu engagieren, können sie ihre Widerstandskräfte nutzen zum

Wohle von Menschen, die bedürftiger sind als sie selber. Sie werden Kindern und Gleichaltrigen zum Vorbild und ermutigen sie, in den Kreislauf von Hoffnung auf eine bessere Zukunft, von Selbsterkenntnis und Selbstliebe, Sorge für andere, Verlässlichkeit und Vertrauen, Lernen, Geniessen und Lebensfreude einzutreten und mitzumachen.

Der Verein NARKO-NE (www.narkone.org) verwirklicht seit 2002 Projekte für Suchtprävention für junge Menschen in Bosnien und Herzegowina. Über 140 junge bosnische Serben, Kroaten, Muslime und Roma sowie schweizerische Studierende, haben sich allein 2009 freiwillig für gesunde Aufwuchsbedingungen eingesetzt:

- als Ältere/r Schwester oder Bruder für materiell und sozial benachteiligte Kinder
- als JournalistInnen unseres Jugendmagazins Preventeen
- als SchauspielerInnen im Intercity Theaterprojekt Wegweiser des Lebens
- als HandwerkerInnen und SpielleiterInnen in den Interkulturellen Sommerkreativwochen IKS
- als Lernende im Ausbildungsprogramm für MentorInnen von Freiwilligengruppen
- als AktivistInnen an der Präventiade und in öffentlichen Kampagnen

Schwester Chantal Bernet, 1963, aufgewachsen mit zwei Geschwistern in Luthern, Ausbildung zur Kindergärtnerin, Einsatz in Grossdietwil, 1984 Eintritt ins Kloster Baldegg, weitere Tätigkeit als Kindergärtnerin in den Gemeinden Hochdorf und Frick. Heute arbeitet sie im Verwaltungsbereich des Klosters mit.



Glauben & Beten

Warum bist du ins Kloster Baldegg eingetreten?

Im Internat in Hertenstein und Baldegg lernte ich die Baldegger Schwestern kennen. Ihre Lebensweise hat mich beeindruckt. Vom Geheimnis der Berufung angerührt, wurde ich damals selber ergriffen vom Wunsch, mein Leben Gott zu weihen.

Wo bist du daheim?

Ich fühle mich an zwei Orten daheim: Einerseits in der klösterlichen Gemeinschaft in Baldegg. Andererseits empfinde ich eine starke Verbindung zu meinem Zuhause, wo ich aufgewachsen bin.

Ein Erlebnis aus der Kinder- oder Jugendzeit, das dich prägte?

Als ich ungefähr zehn Jahre alt war, erlitt meine Grossmutter einen Schlaganfall. Meine Eltern entschieden sich, sie in unsere Familie aufzunehmen und sie zu pflegen. Ihre Gegenwart prägte unser Familienleben. Dankbar für jede Kleinigkeit, konnte sie ihrer Freude Ausdruck geben. Sie war eine gläubige Frau und hat viel gebetet. Ihre lebensbehahenden Wesenszüge haben mich beeindruckt.

Wer ist dir Vorbild?

Meine Eltern und meine betagten Mitschwestern. Beide sind mir ein lebendiges Beispiel für gelebte Treue und Hingabe: Meine Eltern in ihrer Berufung zu Ehe und Familie, meine Mitschwestern in ihrer Berufung zum Ordensleben.

Welche Farbe hat dein Glaube?

Ich möchte es eher so sagen: Mein Glaube verleiht meinem Leben Farbe und Lebendigkeit. Ich kann mir das Leben ohne Glauben an Gott nicht vorstellen.

Was bedeutet glauben?

Glauben ist für mich ein persönliches, vertrauensvolles Verhältnis zwischen Mensch und Gott.

Wer ist Gott für dich?

Gott ist für mich Anfang, Mitte und Ziel meines Lebens. Er ist das Du, das mich stets begleitet und dem ich mich immer anvertrauen kann. Er ist das Licht, das mir den Weg erleuchtet, und die Kraft, die mir immer neue Zuversicht und Hoffnung schenkt.

Eine konkrete Erfahrung der Vorsehung Gottes in deinem Leben?

Die meisten Erfahrungen der Vorsehung Gottes in meinem Leben sind nicht spektakulär, vielmehr leise und unscheinbar. Andere sind für mein Leben wegweisend geworden und lassen mich voll Dankbarkeit sagen: «Gott hat es gut gemacht»: So meine Geburt in eine liebevolle Familie hinein, die glückliche Kindheit und Jugend zusammen mit meinen Geschwistern, die berufliche Ausbildung, die mich zu den Baldegger Schwestern führte etc.

Gibt es auch Zweifel?

Wer kennt sie nicht? Aufkommende Zweifel sind eine Anfrage an mich, wie ich Gott in meinem Leben Raum und Zeit schenke.

Sie sind für mich auch Ansporn zu tieferem Suchen.

Wie betetest du?

Am frühen Morgen und am späteren Abend halte ich in der Stille Zwiesprache mit Gott. Viermal am Tag versammeln wir uns zum gemeinsamen Stundengebet in der Kapelle. In der warmen Jahreszeit gehe ich abends oft ins Freie, in den Wald, übers Feld oder durch den Garten, wo ich gerne den Rosenkranz bete – oder einfach so mit Gott verbunden bin. Und während der Arbeitszeit gibt's spontan einen Dank, eine Bitte, ein Segen, ein Ausdruck der Freude über gelungene Arbeit.

Wie zeigt sich der Einfluss von Franziskus in deinem Leben?

Wenn ich mich in der Natur aufhalte, ist mir Franziskus besonders nahe. Ich kann oft nicht anders, als mit ihm Gott loben und Gott danken für seine wunderbaren Werke, seine unendliche Phantasie und die Schönheit, die er allem verleiht.

Ein Wort, das dich durch das Leben begleitet?

«Gott, in dir leben wir, bewegen wir uns und sind wir.» Apg. 17,28

Wir sind ganz von Gott umgeben und von ihm erfüllt, ob es uns bewusst ist oder nicht. Dieses Wort aus der Apostelgeschichte begleitet mich seit vielen Jahren und erfüllt mich mit tiefer Freude und Dankbarkeit.



■ Einweihung der Lebenstreppe

Im letzten BaldeggerJournal erzählte die Künstlerin Sr. Caritas Müller, Dominikanerin aus Cazis, von ihrer Arbeit am Kunstwerk «Lebenstreppe». Nun sind ihre zehn lebensgrossen Bronzefiguren zu den sieben Lebensetappen in den Aussenhöfen der Klosterherberge bereits platziert und werden täglich bewundert und bestaunt. Wir gratulieren Sr. Caritas Müller von Herzen, ebenso Herrn Ignaz Röllin, der die Figuren gegossen hat. Die «Lebenstreppe» verdanken wir Menschen, mit denen wir die Liebe zum Leben teilen. Ihnen danken wir für die grosszügige Unterstützung.

Bischof Kurt Koch segnete das Kunstwerk am 30. April 2010 feierlich ein. In seiner Ansprache wies er auf die Notwendigkeit der vielen Wandlungen hin, die der Mensch in seinen Lebensphasen durchmacht. Dabei lerne der Mensch, seine Identität bewahren und sie immer wieder neu gewinnen, von der Wiege bis zur Bahre. Aber nicht nur das biologische Leben des Menschen mache Wandlungen durch, auch das geistliche. Darum gebe es auch eine innere Lebenstreppe des geist-

lichen Lebens, die zur Höhe Gottes führt. Dies verdeutlichte Bischof Kurt Koch mit einem Gedanken von Kardinal J. Ratzinger: «Auf dieser Höhe kann der Mensch leben, und nur von dieser Höhe her verstehen wir ihn recht», weil man den Menschen noch nicht versteht, wenn man nur danach fragt, woher er kommt, sondern ihn erst recht versteht, wenn man fragt, wohin er geht.

Wer den Figuren der Lebenstreppe in den verschiedenen Aussenhöfen nachgeht, spürt intuitiv, woher der Mensch kommt und wohin er geht. Denn die Figuren laden zum Zuhören ein. Die Künstlerin Sr. Caritas Müller versicherte uns, dass sie alles, was sie uns sagen möchte, bereits ihren Figuren ins Ohr geflüstert hat. Und diese erzählen, wie der Mensch von der Erde zum Himmel gelangt.

Inzwischen konnten wir die «Lebenstreppe» bereits bei Kursangeboten oder Gruppen einsetzen, die in der Klosterherberge eine Weiterbildung oder einen Halt machen. Die Lebenstreppe eignet sich für den Einsatz auf allen Altersstufen und zu allen

Lebensthemen. Gerne helfen wir Ihnen mit in der Gestaltung eines entsprechenden Angebotes. Nehmen Sie dazu telefonisch Kontakt auf mit Sr. Gabrielle Meier (Telefon: 041 914 18 61) oder per E-Mail: sr.gabrielle@klosterherberge.ch

■ Nacht der Lichter – Taizé Nachtgebet

Am Abend des 22. November 2010 um 20.00 Uhr brennen in der Mutterhauskapelle des Klosters unzählige Kerzenlichter. Das monatliche Taizé Nachtgebet wird an diesem Abend mit einem Ad-hoc-Chor gestaltet. Wir freuen uns, wenn Sie sich diesen Abend reservieren. Unabhängig davon ob Sie im Ad-hoc-Chor mitsingen oder nicht: Sie sind herzlich willkommen, mit uns zu beten, zu schweigen, zu singen. Anmeldungen für das Mitsingen nimmt Sr. Renata Geiger gerne entgegen, telefonisch 041 914 18 00 oder per Mail: sr.renata@klosterbaldegg.ch



Sr. Lucia Bachmann hat's gern, wenn's läuft

Ich schreibe Lucia mit einem «c». Warum? Weil ich etwas wollte, was nicht alle haben. Und einen kurzen Namen wollte ich auch, für die Arbeit in der Küche ist dies besser. Übrigens wollte ich gar nicht Köchin lernen. Lieber wäre mir Krankenschwester gewesen. Als ich ins Kloster Heiligkreuz in Cham eintrat, brauchte man halt eine Köchin. Also machte ich dort in der Seminarküche die Lehre. Diese grosse Küche habe ich später geführt und selber Lehrlinge ausgebildet. Es war schön, aber sehr streng. Als das Seminar in Cham 2006 zuzug, zog dort vorübergehend ein Altersheim ein, und ich konnte für diese Pensionäre weiterkochen. Dann brauchte ich eine Pause, ich war ziemlich erledigt. Ich lebte für einige Zeit im Wallis bei den Ursulinschwestern und arbeitete im Gästehaus. Ich durfte den Speisesaal leiten. Den Gästen konnte ich sogar Wein verkaufen, das hat mir unerhört gefallen. Denn märtle und verhandle und Kontakt haben mit den Menschen liegt mir sehr. Überhaupt habe ich es gerne, wenn so ächli action isch, wenn's läuft und läbig und bunterkunt isch, nur ja nöd fadegrad! Franziskanerinnen sind schon etwas anders als wir Benediktinerinnen. Bei uns ist eben das Mass das Mass. Und bei euch ist alles, wie soll ich sagen, viel breitflächiger und läuft so übereinander mit viel Betrieb.

In Hertenstein fühle ich mich sehr gut aufgehoben. Ich gehe auch gerne im See schwimmen, möglichst weit hinaus. Da geniesse ich dann die Freiheit: einfach auf dem Rücken liegen und in den Himmel schauen. Ich denke dann, jä nu, wenn öppis passiert, ist man ja bald einmal dort oben. Ich bin nämlich jemand, der gerne die Grenzen überschreitet. Wenn ich frei habe, fahre ich oft mit dem Velo nach Cham. Momoll, eigentlich bin ich schon noch sportlich! Mein bisheriger Rekord war eine gute Stunde, im Normalfall rechne ich mit zwei.

Ich sehe an beiden Orten das Positive: wenn ich daheim im Kloster Cham bin und irgendetwas ist, dann denke ich, ach was, ich gehe ja wieder nach Hertenstein, und dort denke ich das umgekehrt auch. Das Kloster Cham hat die Wurzeln ja eigentlich in Baldegg. Manchmal sprechen mich deswegen Gäste an. Die merken nämlich am Kreuz, dass ich nicht Baldegger Schwester bin. Dann freue ich mich, wenn ich denen unsere Ursprungsgeschichte erzählen darf. Man weiss ja nie, wenn Cham und Baldegg immer kleiner werden, ob sie nicht noch eines Tages ... Aber nein, ich will Benediktinerin bleiben!

Die Küche im Bildungshaus in Hertenstein leite ich schon mehr als ein Jahr. Natürlich habe ich zuerst gedacht, hier könnte man

einiges wirtschaftlicher machen. Aber ich bin dann einfach mitgegangen und habe geschaut, wie das so läuft. Ich muss sagen, ich habe gute Mitarbeiterinnen, die ausgezeichnet kochen können. Kürzlich hatte ich ein Mitarbeiterinnengespräch mit meiner Chefin. Sr. Mirjam hat mich ermutigt, meine Ideen einzubringen. Ich bin froh, wenn ich meine Menüs mit ihr besprechen kann. Sie kennt ja die Gäste und weiss, was für Gruppen kommen. Die Frischküche in Hertenstein finde ich spannend. Ich freue mich, dass ich jetzt auch mehr Finessen hineinbringen kann. Was das heisst? Zum Beispiel bei der Menüzusammenstellung darauf achten, dass bei einem eher blähenenden Gemüse etwas dazu kommt, das den Stoffwechsel reguliert, beispielsweise eine Frucht. Vielleicht sieht das auf den ersten Blick eher ungewohnt oder gspässig aus. Ich koche gerne modern oder besser gourmetartig. Es wäre schön, wenn wir noch ein paar «Stella Matutina Rezepte» kreieren könnten, vielleicht auch mit frischen Sachen aus dem eigenen Garten. Ich finde es so toll, dass Sr. Patricia auf meinen Vorschlag hin im Garten noch Zitronenthymian und Zitronengras gepflanzt hat.

Das oberste Gebot für mich in der Küche ist übrigens absolute Hygiene. Wenn die Küche schön sauber ist, dann fühlt man sich halt topfit und arbeitet auch anders. Früher meinte ich auch, alles müsse fadegrad sein und hundertfünfzigprozentig. Ich habe dann gemerkt, dass mich das überfordert. Heute reagiere ich, wenn mich eine Person einfach mitten im Kochprozess stört und von mir erwartet, dass ich den Löffel weglege und einfach das mache, was sie will.

Es ist mir wichtig, dass die Gäste in der Stella Matutina in Hertenstein gut essen und die Schwestern dadurch positive Echos bekommen. Gerade gestern ist ein Gast auf mich zugekommen und sagte: Au hüt, äs kreativs Menü! Das freute mich. Und meine Priorin in Cham freut sich bestimmt auch, wenn eine Chamer Schwester gut für die Baldegger Schwestern kocht.

jobs.

Dem Alltag entfliehen und Zuflucht finden

in Amden und Baldegg
in Hertenstein und Crans-Montana

www.klosterbaldegg.ch info@klosterbaldegg.ch Telefon 041 914 18 00

Einmal auf und davon

und dann wieder gestärkt heimkehren.

Spazieren am See oder wandern in den Bergen? Hertenstein und Baldegg liegen direkt am See, in Amden und Montana sind Sie den Bergen nahe. An allen Orten finden Sie ein Zuhause und Menschen, die Ihnen helfen, Abstand vom Alltag zu gewinnen, aufzutanken und wieder gestärkt nach Hause zu fahren.

Die Baldegger Schwestern freuen sich auf Ihr Kommen.

Kur- und Ferienhaus Bergruh Amden

Tel. 055 611 64 64

www.bergruh-amden.ch, info@bergruh-amden.ch

Klosterherberge Baldegg

Tel. 041 914 18 50

www.klosterherberge.ch, info@klosterherberge.ch

Bethania Crans-Montana

Tel. 027 485 40 20

www.bethania.klosterbaldegg.ch, bethania@klosterbaldegg.ch

Bildungshaus Stella Matutina Hertenstein

Tel. 041 390 11 57

www.stellamatutina-bildungshaus.ch, info@stellamatutina-bildungshaus.ch